

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 4

Artikel: Der feinfühlige Gast
Autor: Tschechow, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der feinfühlige Gast.

Humoreske von Anton Tschekow.

Rechtsanwalt Selterski hielt sich nur mit Mühe noch aufrecht. Draußen war es schon dunkle Nacht, und um es poetisch auszudrücken: die Winde hatten ihre Flügel zusammengelegt, der Vögel muntre Chöre war verstummt, die friedlichen Herden waren zur Ruhe gegangen. Selterskis Frau hatte sich schon längst zu Bette gelegt; die Diensthofen schliefen gleichfalls; alle lebenden Wesen lagen in süßem Schlummer; nur Selterski konnte sich noch nicht in sein Schlafzimmer begeben, obgleich er ein Gefühl hatte, als hinge ihm an jedem Augenlide eine Zentnerlast. Der Grund war, daß er Besuch hatte. Bei ihm saß der Oberst a. D. Parfeni Sawwitsch Peregarin, der hier in der Sommerfrische ein Landhaus dicht neben dem Selterskischen bewohnte. Gleich nach dem Mittagessen war er gekommen, hatte sich aufs Sofa gesetzt und war seitdem auch nicht ein einziges Mal aufgestanden, gerade als ob er dort festklebte. Er saß und saß und redete und redete mit seiner heiseren, näselnden Stimme; jetzt erzählte er gerade, wie ihn im Jahre 1842 in Krementschug ein toller Hund gebissen habe. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, begann er noch einmal von vorn. Selterski war in Verzweiflung. Er unternahm alles mögliche, um sich seinen Gast vom Halse zu schaffen: er sah alle Augenblicke nach der Uhr, sagte, er habe Kopfschmerzen, ging mehrmals aus dem Zimmer hinaus, in dem der Gast saß; aber keines dieser Mittel wollte helfen. Der Gast merkte nichts und fuhr fort, sein Erlebnis mit dem tollen Hunde zu erzählen.

Dieser alte Knickstiebel wird womöglich noch bis zum Morgen so sitzen bleiben! dachte Selterski ingrimmig. So ein Holzklotz! Na, wenn er für die gewöhnliche Art von Andeutungen kein Verständnis hat, dann muß ich gröbere Mittel zur Anwendung bringen.

„Was ich noch sagen wollte,“ begann er laut, „wissen Sie, was mir an dem Leben in der Sommerfrische am besten gefällt?“

„Na, was denn?“

„Daß man hier ein durchaus regelmäßiges Leben führen kann. In der Stadt ist es schwer, sich streng an irgendwelche bestimmte Tageseinteilung zu halten; aber hier geht das mit Leichtigkeit. Um neun Uhr stehen wir auf, um

drei essen wir zu Mittag, um zehn zu Abend, und um zwölf schlafen wir schon. Um zwölf liege ich immer schon zu Bett. Länger darf ich unter keinen Umständen aufbleiben, sonst kann ich es am anderen Tage vor Migräne nicht aushalten.“

„Was Sie sagen! . . . Ja, wer sich einmal an dergleichen gewöhnt hat, dem kann es faktisch so gehen. Sehen Sie, da hatte ich früher einen Bekannten, einen gewissen Aljuschkin; er war Hauptmann, und ich hatte ihn in Serpuchow kennen gelernt. Na also, dieser Aljuschkin . . .“

Und nun begann der Oberst in seiner stockenden Redeweise, fortwährend mit den Lippen schmaugend und mit den fleischigen Fingern gestikulierend, von diesem Aljuschkin zu erzählen. Die Uhr schlug zwölf, der Zeiger rückte schon auf halb eins, aber der Oberst war mit seiner Erzählung immer noch nicht fertig. Dem Rechtsanwalt brach der Schweiß aus.

Er merkt es nicht! So ein Dohse! wütete er innerlich. Bildet er sich denn ein, daß er mir mit seinem Besuch ein Vergnügen bereitet? Wie soll ich den Menschen nur loswerden?

„Sagen Sie mal,“ unterbrach er den Oberst, „was soll ich da machen? Der Hals tut mir schauderhaft weh. Ich hatte heute den unglücklichen Einfall, einen Bekannten zu besuchen, dessen Kind an Diphtherie krank liegt. Wahrscheinlich habe ich mir dabei eine Ansteckung zugezogen. Ja, ich fühle, daß ich infiziert worden bin. Ich habe die Diphtherie!“

„So etwas kommt vor!“ näselte Peregarin ohne eine Spur vor Erregung.

„Das ist eine gefährliche Krankheit! Nicht genug damit, daß ich selbst krank bin; ich kann auch noch andere Leute anstecken. Diese Krankheit ist im höchsten Grade ansteckend. Wenn ich Sie nur nicht anstecke, Parfeni Sawwitsch!“

„Mich? Hahaha! Ich habe früher zu wiederholten Malen in Typhuslazaretten zu tun gehabt, ohne angesteckt zu werden, und da werde ich mich auf einmal bei Ihnen anstecken? Hahaha! Nein, liebster Freund, ich bin so ein alter knorriger Stamm; an mich macht sich keine Krankheit heran. Alte Männer sind zäh. Da hatten wir in der Brigade einen bejahrten Oberstleutnant; er hieß Trësbien und war von

französischer Abstammung. Na also, dieser Trësbien ..."

Und nun begann Peregarin eine Geschichte über die Lebensfähigkeit des Oberstleutnants Trësbien. Die Uhr schlug halb eins.

"Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Parfeni Sawwitsch. Um welche Zeit legen Sie sich gewöhnlich schlafen?"

"Manchmal um zwei, manchmal um drei; aber es kommt auch vor, daß ich mich überhaupt nicht schlafen lege, namentlich wenn ich mich in angenehmer Gesellschaft befinde, oder wenn sich mein Rheumatismus muckt. Heute zum Beispiel werde ich mich erst ungefähr um vier Uhr hinlegen, weil ich mich schon vor dem Mittagessen ausgeschlafen habe. Ich kann mich ganz ohne Schlaf behelfen. In den Feldzügen haben wir uns manchmal ganze Wochen lang nicht schlafen gelegt. Da fällt mir eine Geschichte ein. Wir standen im Kaukasus vor Achalzych."

"Verzeihung! Ich für meine Person pflege immer um zwölf schlafen zu gehen. Ich stehe um neun Uhr auf, und da muß ich mich notgedrungen ziemlich früh hinlegen."

"Gewiß, gewiß! Das frühe Aufstehen ist ja auch sehr gesund. Na ja, also ... wir standen vor Achalzych ..."

"Weiß der Himmel, mir wird auf einmal so wunderbar. Es fröstelt mich, und dann wieder überläuft mich eine glühende Hitze. So geht es mir immer vor einem Anfall. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich manchmal an eigentümlichen nervösen Anfällen leide. So gegen ein Uhr nachts (denn bei Tage habe ich solche Anfälle nicht) fängt plötzlich in meinem Kopfe ein Geräusch an: schischsch! Ich verliere die Klarheit des Geistes, springe auf und fange an, nach meinen Hausgenossen mit allen möglichen Gegenständen zu werfen, die mir gerade in die Hände kommen. Kommt mir ein Messer in die Hände, so werfe ich mit dem Messer; bekomme ich einen Stuhl zu fassen, so benutze ich diesen als Wurfgeschloß. Eben jetzt befällt mich ein Schüttelfrost; wahrscheinlich steht mir ein Anfall unmittelbar bevor. Mit einem Schüttelfrost fängt die Sache immer an."

"Nun sehen Sie einmal! Aber da sollten Sie eine Kur dagegen anwenden!"

"Das habe ich auch getan; aber es hat nichts geholfen. Ich muß mich darauf beschränken, kurz vor einem solchen Anfalle meine Bekannten und Angehörigen zu warnen, damit sie von

mir weggehen; aber den Gedanken an eine Heilung habe ich schon lange aufgegeben."

"Hm, hm! Was es nicht alles für Krankheiten auf der Welt gibt! Da ist die Pest und die Cholera und allerlei Anfälle ..."

Der Oberst wiegte den Kopf hin und her und überließ sich seinen Gedanken. Es trat eine Pause im Gespräch ein.

Ach, ich will ihm mal ein Opus von mir vorlesen, dachte Selterski. Ich muß da doch noch irgendwo den Roman liegen haben, den ich geschrieben habe, als ich noch Gymnasiast war. Vielleicht kann der mir jetzt einen guten Dienst erweisen.

"Da fällt mir ein," unterbrach er nun die versonnenen Gedanken seines Gastes, "ist es Ihnen recht, wenn ich Ihnen ein von mir herrührendes literarisches Produkt vorlese? Ich habe es so in Mußestunden zusammengeschrieben. Es ist ein Roman in fünf Teilen mit einem Vorwort und einem Epilog ..."

Und ohne die Antwort abzuwarten, sprang Selterski auf und wühlte aus seinem Schreibtische ein altes, vergilbtes Manuskript heraus, auf dem mit großen, kräftigen Buchstaben geschrieben stand: "Erstorbene Herzensregungen. Ein Roman in fünf Teilen."

Na, aber jetzt wird er doch bestimmt weggehen, hoffte Selterski im stillen, während er in dieser seiner Jugendsünde blätterte. Ich werde ihm solange vorlesen, bis er zu heulen anfängt.

"Nun also, dann, bitte, hören Sie zu, Parfeni Sawwitsch!" sagte er.

"Mit Vergnügen! Ich bin ein großer Freund von Romanen."

Selterski begann. Der Oberst legte ein Bein über das andere, setzte sich bequem zurecht und machte ein ernsthaftes Gesicht; augenscheinlich bereitete er sich darauf vor, lange und gewissenhaft zuzuhören. Der Vorleser begann mit einer Naturschilderung; diese wurde, als die Uhr eins schlug, von der Beschreibung des Schlosses abgelöst, in dem der Held des Romans, Graf Valentin Wlenski, wohnte.

"Ja, in so einem Schlosse möchte ich auch wohnen!" bemerkte der Oberst mit einem Seufzer. "Und wie fesselnd das alles beschrieben ist! Tagelang könnte ich so dazischen und zuhören!"

Na, warte du nur! dachte Selterski. Du wirst schon noch heulen!

Um halb zwei war die Beschreibung des Schlosses zu Ende, und es kam nun das schöne Äußere des Helden an die Reihe. Es war gerade zwei Uhr, als der Vorleser mit leiser, müder Stimme las: „Sie fragen, was ich wünsche? Oh, ich wünsche, daß dort in der Ferne, unter dem Gewölbe des südlichen Himmels, Ihr kleines Händchen hingebungsvoll in meiner Hand zittern möge. Nur dort, dort wird das Herz in meiner Brust, diesem Gewölbe meiner Seele, lebhafter schlagen. Nach Liebe sehne ich mich, nach Liebe!“ Aber hier brach er ab: „Nein, Parfeni Samwitsch, meine Kraft ist zu Ende, ich bin völlig erschöpft!“

„Nun, dann hören Sie doch auf! Sie können mir ja den Schluß morgen vorlesen; lassen Sie uns jetzt lieber noch ein bißchen miteinander plaudern. Apropos, ich habe Ihnen ja immer noch nicht erzählt, was sich vor Achalzych zutrug....“

Ganz matt ließ sich Selterski gegen die Lehne des Sofas zurücksinken, schloß die Augen und hörte zu.

Alle Mittel habe ich versucht, dachte er. Aber durch das Fell dieses Dickhäuters ist keine Kugel hindurchgegangen. Jetzt wird er nun bis vier Uhr so sitzen bleiben. O Gott, hundert Rubel würde ich darum geben, wenn ich mich jetzt gleich gemütlich hinlegen und loschlafen könnte... Halt! Ich will ihn einmal bitten, mir Geld zu leihen! Das ist ein ausgezeichnetes Mittel!

„Parfeni Samwitsch,“ unterbrach er den Oberst. „Verzeihen Sie, daß ich Sie wieder unterbreche. Ich möchte Sie um eine kleine

Gefälligkeit bitten. Die Sache ist nämlich die: Ich habe in der letzten Zeit während meines Aufenthaltes hier in der Sommerfrische außerordentlich viel Ausgaben gehabt und bin augenblicklich völlig abgebrannt; indessen steht mir für Ende August wieder eine größere Einnahme in Aussicht.“

„Aber wahrhaftig... ich habe schon ungebührlich lange bei Ihnen gegessen,“ sagte Peregarin schnaufend wie in plötzlichem Schreck und suchte mit den Augen seine Mütze. „Es geht ja schon auf drei. Was meinten Sie doch eben?“

„Ich möchte mir gern von jemand so zweihis dreihundert Rubel leihen... Kennen Sie niemand, an den ich mich wenden könnte?“

„Wie sollte ich so einen Menschen kennen? Aber... es ist Zeit, daß Sie ins Bett kommen! Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“

Der Oberst griff nach seiner Mütze und tat einen Schritt in der Richtung nach der Tür zu.

„Warum haben Sie es denn so eilig?“ fragte Selterski, innerlich triumphierend. „Ich hätte Ihnen gern noch eine Bitte ausgesprochen... Ich kenne Ihr gutes Herz und hatte gehofft....“

„Morgen, morgen! Machen Sie jetzt nur, daß Sie zu Ihrer Frau kommen! Sie wird gewiß schon ungeduldig auf ihren lieben Gatten warten. Hahaha! Leben Sie wohl, teuerster Freund! Zu Bett, zu Bett!“

Hastig drückte der Oberst dem Rechtsanwalt die Hand und ging hinaus. Der Hausherr jubelte.

(Aus „Humoresken und Satiren“, Reclams Universalbibliothek).

Vom Kampf gegen den Kropf. Ein Schritt auf dem Wege zur Volksgeundheit.

Von Dr. Rudolf Burckhardt, Herisau.

(Schluß.)

Lehrreich ist ein Beispiel aus Herisau. Beflagte sich da ein Namenloser im Juni 1922 in der „Appenzeller Zeitung“ über die Vergewaltigung, die darin bestehe, daß der gesamten Bevölkerung gegen ihren Willen in Brot und Würsten Vollsalz aufgedrängt werde. Er sprach von der stetigen Giftzufuhr, die lästige Bauchschmerzen bereite, und mahnte den Lebensmittelinspektor zum Aufsehen. Man hatte diesem Einsender gegenüber leichtes Spiel, eben weil die Sache sich machte. Die Antwort in der

Zeitung konnte darauf hinweisen, daß nach einer Erhebung der Rotkreuzsektion Herisau 70% der Bäcker und die Hälfte der Metzger im Geist der Gemeinnützigkeit Vollsalz verwenden; daß ferner, obwohl es jedermann freisteht, Vollsalz oder altes Salz zu kaufen, eine Nachfrage in der Realschule ergab, daß 85% aller Schüler zu Hause Vollsalz erhalten. „Die Auffassung, daß das Vollsalz für uns eine stetige Giftzufuhr bedeute, ist absolut falsch. Das Sod ist im Vollsalz in kleinern als homöopa-